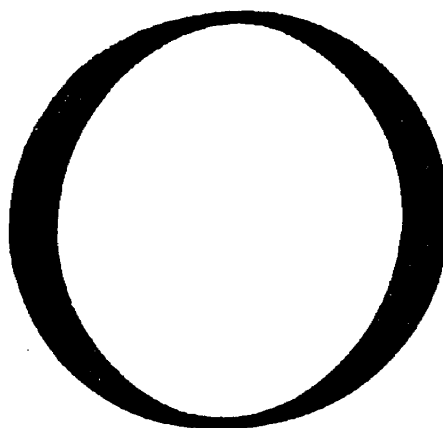




Wir kommentieren

das Weltecho auf die Enzyklika: «Fortschritt der Völker» ein publizistischer Erfolg – Agiornamento in Sprache und Stil – Ein kommunistisches Manifest? – Von Lateinamerika inspiriert – Versagen an der Schwelle der Konkretisierung – Überschreitung der Kompetenzen? – «Für die Seelsorge kann das genügen» – Werden die Kirchen den Anfang machen? – Eine fällige päpstliche Politik.

das Priesterbildungsdekret: Reparaturen statt Reform – Unter dem Niveau der besten Konzilsdekrete – Das tridentinische Modell weitergeführt – Neue Studienordnung mit zeitgemäßer und ökumenischer Theologie? – Vorbereitung auf den Dialog – Mehr Vertrauen in die Freiheit – Spannung zwischen geistiger Selbständigkeit

und kirchlicher Kontrolle – Chance für die Bischofskonferenzen.

Seelsorge

Konzil ohne Folgen? (2): Es hat doch Auswirkungen – Versuche eines Pfarrers – Partnerschaftliches Gespräch – Verteilte Verantwortung – Diskussionsforum – Personale Seelsorge – Keine Sakramentenspendung an «Ungläubige»? – «Menschlicher» Gottesdienst – Ehrlichkeit im Vollzug der Liturgie.

Naturwissenschaft

Moderne Physik und Theologie: Kennzeichen moderner Physik – Wandlungen fundamentaler Begriffe – Innere Beziehung von Raum und Zeit – Materie eine Sonderform der Energie –

Teildeterminiertheit – Die objektive Welt in Frage gestellt – Beziehungen zur Theologie – Unterschied der beiden Erkenntnis- und Wirkungsebenen – Problematik der Gottesbeweise – Nicht mehr beweisbare Voraussetzungen – «Wenn ich an einen allmächtigen Gott glauben würde ...» – Gründe für die Glaubenslosigkeit der Naturwissenschaftler – Kein Zugang zu religiösen Aussagen – Antiklerikal oder antireligiös?

Kontroverse

David - Ermecke: Modellfall: Geburtenfrage – «Rom hat gesprochen» – Ist das so sicher? – Ohne freie Diskussion kein Fortschritt – Die amtliche Kirche bedarf der mutigen Pioniere – Bellarmin und Paulus «unkatholisch»? – Vergessene Nuancierungen – Weise Zurückhaltung der Schweizer Bischöfe.

KOMMENTARE

Umstrittene Enzyklika

Niemand wird behaupten können, der Enzyklika über den «Fortschritt der Völker» habe es an der nötigen Publizität gefehlt. Paul VI. hat selber veranlaßt, daß unmittelbar nach der Unterzeichnung am Osterdienstag eine Pressekonferenz abgehalten wurde: in der vatikanischen Informationspolitik ein Novum! Der Erfolg dieser Maßnahme blieb nicht aus. Über 200 Journalisten füllten den Pressesaal, als Msgr. Poupart von der französischen Abteilung des Staatssekretariats über den Inhalt der Enzyklika referierte und über ihre Entstehung Red und Antwort stand. Die Agenturen gaben sofort ausführliche Résumés heraus, ja schon am folgenden Tag konnte man sowohl in der «New York Times» wie in fast allen großen Tageszeitungen von Rio de Janeiro den vollständigen Text lesen.

Publizistischer Erfolg

Dieser äußere Erfolg wurde durch den Zeitpunkt der Veröffentlichung unmittelbar nach den Osterfeiertagen begünstigt, und es wäre durchaus plausibel, daß für die Verschiebung der ursprünglich auf den 21. März angesetzten Publikation dieser Grund mitspielte. Jedenfalls hatte der Papst auf diese Weise Gelegenheit, in seiner Osterbotschaft die Enzyklika anzukündigen. Daß der «Zeitpunkt» aber auch im Sinne der Weltlage günstig gewählt worden sei, wurde zumal in England («Times») hervorgehoben. Wie aber wurde das Dokument aufgenommen, wie lauteten die Urteile?

Sozusagen einhellige Anerkennung fand der «moderne Stil» der Formulierungen. «Die Enzyklika will den Mann der Straße erreichen. Der weite Faltenwurf der kurialen Sprache ist aufgegeben. Kurze Sätze werden gebildet. Und dabei bleibt es nicht. Dramatische Akzente werden gesetzt. Anklagen werden erhoben. Diese Sprache ist nicht dazu bestimmt, zu beruhigen, sondern die Geister in Bewegung zu setzen» («Frankfurter Allgemeine Zeitung»). Die Ausdrucksweise wird mit derjenigen in der Rede an die Vereinten Nationen verglichen. Überraschend ist der ursprüngliche Text dieses päpstlichen Rundschreibens nicht das Lateinische. Paul VI. behielt das Französische bei, die Sprache, in welcher die Enzyklika entstand, und er ging kurz entschlossen dazu über, nicht nur Bibel, Kirchenväter, Päpste und das Konzil, sondern auch zeitgenössische Autoren, vor allem Franzosen, zu zitieren («Neue Zürcher Nachrichten»).

Kritik von rechts

Der Stil ist aber nicht nur modern, sondern dezidiert zupackend. «Nach einer Periode, in welcher die Äußerungen des Papstes, wie man sie täglich im ‚Osservatore Romano‘ verzeichnet fand, wenig Greifbares boten und keine der Ungewissheiten klären halfen, die den Katholizismus seit dem Konzil bedrängen, nimmt sich der neue Text bemerkenswert profiliert und geradlinig aus» («Neue Zürcher Zeitung»). Allgemein wird dies auch der französischen Urheberschaft zugeschrieben, der man «Brillanz» zubilligt, aber auch «effektvolle Einseitigkeit» und «polemische Stoßkraft» vorwirft, die gegen die Sünden des Kapitalismus, des Individualismus und die Profitgier des Einzelnen und der Völker gerichtet seien. Obwohl das Wort Amerika nirgends falle, lasse es sich «mit Händen greifen, daß die Verfasser der Enzyklika vor allem den amerikanischen Kapitalis-

mus einer öffentlichen Geißelung» unterzögen. Und hier fielen «Sätze, die sich dem Ton nach nicht nur der kommunistischen, sondern auch der nationalsozialistischen Polemik nähern» («Christ und Welt»). Damit sind wir nun bereits nahe den polemischen Kommentaren der italienischen Rechtspresse, aus denen Ausdrücke wie «Arsenal des französischen Linkskatholizismus» übernommen werden. «Tempo», der auch von einem gewissen rechten Flügel im Vatikan und manchen katholischen Großunternehmern unterstützt wird, rückt das neue «Manifest der Katholiken» in die Nähe von Thesen *Mao Tse Tungs*, ja der extreme «Borghese» schreibt, Paul VI. habe zum 100. Geburtstag des «Kapitals» von Karl Marx und zum 50. Geburtstag der Bolschewistischen Revolution in Rußland praktisch alle anti-liberalen und anti-bourgeoisen Gemeinplätze der Marxisten übernommen. Diese erklärt antiklerikalen und antipapalen Kreise, die schon während des Konzils (wie die «Tat» mit Recht in Erinnerung ruft) gegen jedes echte christliche Fortschrittsdenken, gegen seine Friedenserklärungen, gegen die Judenerklärung und die Religionsfreiheit wetterten und alles und jedes ins Feld der Politik zertritten, verfolgen offensichtlich politische Absichten. Vor allem wollen sie das Centro-Sinistra, das Bündnis der Katholiken mit den Sozialisten und die Union der Christlich-Demokraten selber sprengen, mit der utopischen Absicht, die Rechtsliberalen und Neofaschisten an die Macht zu bringen. In Wirklichkeit bestätigen sie mit diesen Machenschaften den Kommunisten das Recht, die Enzyklika zu ihren Gunsten auszulegen und auszuschlachten, wobei sie ihnen selber vormachen, wie die aus der Tradition der früheren Sozialenzykliken übernommenen Einschränkungen der sozialistisch klingenden Thesen unter den Tisch zu wischen sind. Daß die Enzyklika auf kommunistischer Seite Beifall fand, mußte gewiß niemanden überraschen; warum also die Ausführungen des KP-Chefs *Longo* mit der Überschrift «Ein Judaskuß» («Vaterland», Luzern) betiteln? Wirkt das nicht peinlich antiquiert, ja sektiererisch? *Longo* betonte übrigens, es gehe für Katholiken und Kommunisten um Zusammenarbeit für konkrete Verwirklichungen, aber nicht darum, eine Versöhnung der philosophischen und ideologischen Gegensätze anzustreben, von denen sie beseelt würden. Die kommunistischen Zeitungen «Paese Sera» und «Unità» hatten nämlich den Passus unerwähnt gelassen, in dem der Papst die Katholiken davor warnt, Systemen, «die in einer materialistischen und atheistischen Philosophie gründen», anzuhängen. Hingegen betonten sie, wie auch die französische «Humanité», nicht ohne deutliche oder leise Ironie, die Übel, die der Papst geißle, nämlich den Gegensatz zwischen entwickelten und unterentwickelten Ländern, hätten sie, die Marxisten, schon seit über hundert Jahren als Folge des Kapitalismus aufgezeigt.¹

Wer ist «gemeint»?

Daß die Kritik der Enzyklika am liberalistischen Kapitalismus an einigen Stellen wie eine Rückkehr zu den Auseinandersetzungen des 19. Jahrhunderts wirke, kann man nun allerdings auch in gemäßigten Kommentaren der liberalen Seite lesen. Dieser Kapitalismus, wie ihn die Enzyklika beschreibe, sei längst tot, und umgekehrt hätten auch die kommunistischen Länder begonnen, der Privatinitiative als Stimulus für die Produktivität mehr Raum zu geben. Der Fortschritt des sozialen Bewußtseins im privaten Unternehmertum des Westens hätte anerkannt werden müssen, dann wäre deutlich geworden, daß man Zustände im Auge habe, wie sie zum Beispiel in Lateinamerika herrschten («Time»). Damit sind wir also bei der Frage, wer eigentlich «gemeint» ist. Auch die FAZ weist darauf hin, daß in vielen Teilen der Welt die sozialen Probleme sich noch in ähnlicher Weise stellen, wie dies bei uns im 19. Jahrhundert der Fall war. Damit wird deutlich, daß solche Äußerungen am einen Ort zeitgemäß, am andern anachronistisch wirken können: das ist die Problematik einer «Enzyklika», die sich an den ganzen Erdball wendet. Ist dies heute in

solchen Fragen überhaupt noch möglich? Hätte man nicht besser nur den Hauptadressaten, Lateinamerika, angesprochen?

Daß Lateinamerika den Verfassern der Enzyklika vor allem vor Augen stand, dürfte außer Zweifel stehen. Wenn man ihre Ursprünge in Frankreich sucht, so müßte hinzugefügt werden, daß die Ideen eines P. *Lebret* usw. auf dem «Umweg» über Chile und Brasilien nach Rom gelangten. Nicht zu Unrecht wird auf die Namen zweier Bischöfe, des Brasilianers *Helder Pessoa Camara* und des Chilenen *Larrain*, hingewiesen. Jacques *Nobécourt* hat in «Le Monde» die Hypothese aufgestellt, daß ein ursprünglich vom 21. März datiertes Résumé, das den Journalisten mit korrigiertem Datum ausgeteilt wurde, einen kategorischen Satz über «skandalöse Situationen» und dringend fällige «Reformen» mit einem Hinweis auf Msgr. *Larrain* enthalte, der im definitiven Enzyklika-Text fehle. Er schließt daraus, daß die allseits beachtete Stelle über das Privateigentum in letzter Stunde, wie er meint auf den klugen Rat der beiden Italiener Msgr. *Pavan* und *Ferrari-Toniolo*, abgeschwächt worden sei. Sie hat auch so noch genug Staub aufgewirbelt, geht aber kaum über den Text der Pastoralkonstitution des Konzils hinaus, der vor allem im letzten Absatz von Nr. 71 deutlich an das Votum von Msgr. *Larrain* in der Konzilsaula (5. Oktober 1965) anklingt und vom Übel schwach genutzter oder in spekulativer Absicht sogar ungenützt gelassener riesiger Besitzungen in unterentwickelten Gebieten spricht.

Ein Weltproblem

Wie dem auch immer sei, der Papst wollte offensichtlich nicht nur für Lateinamerika schreiben. Im «Avvenire d'Italia» wurde nicht zu Unrecht darauf hingewiesen, daß der Papst auch durch seine persönlichen Erlebnisse zu dieser Enzyklika gedrängt wurde, und zwar durch seine Reise nach Bombay und durch die Afrika- und Südamerika-Fahrt, die er als Erzbischof von Mailand unternahm. Daß seine Mailänder Zeit in dem Dokument nachwirke, bemerkt auch Hanno *Helbling* in der NZZ, jene «Jahre des sozialen Engagements, das in der Monumentalgestalt eines ‚Cristo operaio‘ übersteigerten Ausdruck fand ...» Vornehm geht er über die diesbezüglichen Meinungsverschiedenheiten mit Pius XII. hinweg, die auch die Frage der Arbeiterpriester einschlossen. Für den Erzbischof von Mailand wie schon für den jungen Montini war ein Gedanke beherrschend geworden: daß die Kirche nicht warten dürfe, ob die Arbeiter zu ihr kommen, sondern daß sie zu den Arbeitern gehen müsse. Die Entfremdung der Arbeitermassen seit dem 19. Jahrhundert hat jedenfalls Paul VI. seit jeher beschäftigt. Wenn er jetzt an die Entwicklungsländer denkt, so nicht zuletzt in diesem Sinn: das 19. Jahrhundert darf sich bei ihnen nicht wiederholen!

Aber Paul VI. weiß nur zu gut, daß – wie dringend die Reformen in diesen Ländern selber sind – ihr Zustand und dessen Verbesserung zugleich ein Weltproblem sind. Da und dort wurde in Kommentaren darauf hingewiesen, der «Kalte Krieg» zwischen Ost und West schrumpfe in den Augen des Papstes zur Unbedeutsamkeit angesichts der Kluft, die sich zwischen den Reichen auf der nördlichen und den «Habenichtsen» auf der südlichen Halbkugel auftue. Der römische «Tempo» meint, der Papst werde durch die Auflockerung der Gegensätze von Ost und West ungewollt den neuen und gefährlichen Kontrast zwischen «Nord und Süd» erst recht «entstehen» lassen, während es für die Zürcher «Tat» klar ist, daß der Papst in diesem bereits bestehenden, aber rapid sich vergrößernden Kontrast gerade die eigentliche Gefahr für einen dritten, diesmal atomaren Weltkrieg sehe, und er sich in dieser Hinsicht gewiß auf ernste Informationen stützen könne.

Aufgabe und Grenze der Kirche

Was aber schlägt der Papst konkret für die Verminderung der Kluft auf Weltebene vor? Was ist von seiner Anregung für einen Weltfonds der Entwicklung zu halten? Die NZZ sieht «dort, wo bei Paul VI. schon immer Zeichen der Unsicherheit, ja der Schwäche auftraten, an der Schwelle zur Konkretisierung» ein «ungelöstes Verhältnis», ein ins «überdimensionierte Ungefähr» gesteigertes Verantwortungsgefühl, und ihr Kommentator weist auf das schwierige Problem hin, wie denn durch einen solchen Weltfonds die Entwicklungshilfe zu

entpolitisieren sei. Am nächsten an die wirkliche Situation führe das Postulat heran, daß die wirtschaftliche Partnerschaft durch internationale Abkommen immer umfassender geregelt und unter das Gesetz der Rücksicht auf schwächere Glieder gestellt werde. Aber auch hier blieben die Thesen als solche bestehen, stifteten keine neuen Bezüge, knüpften das Band zwischen kirchlichem Dienst und weltlichem Lebensprozeß nicht enger.

Und doch geht es offenbar gerade darum. Während in diesem Kommentar ein Versagen an der Schwelle zur Konkretisierung behauptet wird, gibt es andere Stimmen, etwa seitens des «Corriere della Sera», der der Kirche bei ihren konkreten Vorschlägen Überschreitung der Kompetenzen vorwirft. Die Kirche soll, so heißt es, bei sich selber anfangen. Dies ist nun ja freilich insofern geschehen, als die Enzyklika auch ein Wort der Selbstkritik hinsichtlich der Missionen enthält, die sich nicht immer von Verbindung mit dem Kolonialismus freigehalten hätten.

Aber man möchte noch anderes hören. Vor allem die englischen Zeitungen sprechen von der «Pflicht der Kirche», durch eine fortschrittliche Erklärung zur Geburtenkontrolle, dem Haupthindernis der Entwicklung, der Bevölkerungsexplosion steuern zu helfen. Die bisher von der Kirche gebilligten Methoden hätten darauf keinen Einfluß. In Amerika hat man im Passus über das Recht der Eltern, die Zahl ihrer Kinder zu bestimmen, einen erfreulichen «Neu-Ansatz» in der Geburtenfrage gesehen, obwohl eine kirchliche Stelle «nichts Neues» gegenüber der Konzilerklärung zu entdecken vermochte. Fast überall wurde der Passus aber wörtlich abgedruckt und als «hoffnungsvoll» empfunden. Die NZZ, die auf die Kohärenz dieser Ausführungen mit dem Leitmotiv von der Menschenwürde hinweist, äußert hinsichtlich der den Eltern zugesprochenen Verantwortung, «in voller Kenntnis der Sachlage über die Zahl ihrer Kinder zu entscheiden» (mit Rücksicht auf sich selbst, auf die Umwelt, nach der Maßgabe ihres Gewissens): «Für die Seelsorge kann das genügen.»

Andere Erwartungen betreffen die Abgaben oder Steuern zugunsten eines Weltfonds für Entwicklungshilfe. Die Kirche solle hier den Staaten das erste Beispiel geben. Dieser Vorschlag wurde ja auch schon in Genf an der Weltkonferenz für Kirche und Gesellschaft gemacht und in unserer Zeitschrift von M. Bergman von Taizé näher ausgeführt.² Die Frage: «Werden die Kirchen den Anfang machen?» sollten aber nicht nur die obersten Gremien als an sich betrachtet auffassen. Jede Kirchengemeinde, die ihr Baubudget usw. publiziert und davon einen bestimmten Prozentsatz abzwiegt, setzt einen Anfang. Das Beispiel einer Pfarrei in Vorarlberg, die gleichzeitig mit ihrem eigenen Kirchen-Neubau einen solchen in einem Entwicklungsland finanzierte, darf als vorbildlich gelten.

Etwas tun – aber was?

Alles in allem geht es dem Papst um nichts anderes als um Taten. Niemand verbietet uns, gegen dies und das an der Enzyklika Einwendungen zu erheben, wie wir dies etwa am «Internationalen Frühschoppen» von Dr. Altmann gehört haben, der den Mangel an wirtschaftlichem Denken und einer modernen ökonomischen Auffassung kritisierte. Wer nun einmal die konkreten Realitäten vor Augen hat, der wird manches «utopisch» oder «idealistisch» finden oder an franziskanischen Enthusiasmus denken, und wer sich vor allem mit den von den Soziologen erforschten Gesetzmäßigkeiten befaßt, wird von den notwendigen Stufen in der Entwicklung, die nicht übersprungen werden können, überzeugt sein. Aber solche Überlegungen dürfen uns nicht zur Ausflucht werden. Es gilt zu denken und zu planen, aber es gilt etwas zu tun, wo und wie dies nur immer möglich ist. Um dieses Tun geht es dem Papst. Das haben gerade die verantwortlichen Männer der Uno, der FAO und des Weltkirchenrats begriffen. Sie haben den dringlichen Appell unterstützt. Es geht aber zugleich mit den einzelnen Taten um das Atmosphärische. Niemand kann übersehen, daß die Kirche in den Augen der Massen allzulange im

Bund mit den Besitzenden stand. Wenn diese Besitzenden nun gegen die Enzyklika aufbegehren, so kann dies für die Besitzlosen zum Zeichen werden, daß die Kirche sich nicht mehr auf den Besitz stützt. Dies mag man angesichts der Weltlage hämisch «Gezielte Propaganda» und päpstliche «Politik» («Christ und Welt») nennen: es ist, wenn es glaubwürdig geschieht, eine gute, eine fällige Politik.

L. Kaufmann

¹ Eine deutlichere Absage an den Kommunismus wurde nicht nur von den Liberalen, sondern auch von den Sozialisten vermißt. Im «Avanti» hieß es ferner, man suche in der Enzyklika vergeblich den Begriff der Freiheit.

² «Orientierung» 1966/Nr. 18, S. 193 f.

Reparaturen statt Reform

Wer bisher im Dekret über die Ausbildung der Priester «eines der fortschrittlichsten Konzilsdokumente» gesehen hat, wird überrascht sein über die Kritik, der es im folgenden Beitrag unterzogen wird. Aber nach dem alten Prinzip, daß keiner ein guter Richter in eigener Angelegenheit ist, scheint es uns richtig und wichtig, auf dieses Urteil eines Außenstehenden zu hören. Diese Bezeichnung ist übrigens sogleich zu korrigieren; denn der Autor, Prof. A. C. Outler, war als prominenter Konzilsbeobachter des Methodistischen Weltbundes mit Leib und Seele «drinnen», und das Gelingen unserer katholischen Reform liegt ihm sehr am Herzen. Daß er keineswegs ein Kritiker, sondern ein überaus wohlwollender und objektiver Beobachter und von mitreißender Hoffnung erfüllter Ökumeniker ist, beweist sein Aufsatz «Die höhere Autorität» im soeben erschienenen ersten Band des großangelegten Werkes über «Gegenwart des Konzils und Zukunft der Kirche im ökumenischen Disput», das von Johann Christoph Hampe unter Mitarbeit von 120 Theologen der verschiedenen Konfessionen herausgegeben wird. Es trägt den Titel «Die Autorität der Freiheit»¹ und stellt damit das entscheidende Anliegen heraus, das auch den folgenden Beitrag kennzeichnet. Er wurde uns freundlicherweise aus dem für den kommenden Monat Juni angekündigten zweiten Band zum Vorabdruck zur Verfügung gestellt. Um Outlers Kritik richtig zu situieren, muß noch erwähnt werden, daß ihr in Hampes Werk ein Kommentar von Weihbischof Josef Maria Reuß vorangehen wird, der die wichtigsten Aussagen des Dekrets aus dem katholischen Verständnis des neutestamentlichen Priestertums ableitet und positiv würdigt. Ferner wird Leo Waltermann zur «Wirklichkeit der Priesterausbildung»; zur bisherigen Praxis und ihrer nachkonziliaren Erneuerung aus den Vorarbeiten zu seinen weiterhin bekannt gewordenen Sendungen im Westdeutschen Rundfunk «Fakten und Fragen» beisteuern. Zur Abrundung des Themas werden ferner die Kommentare zum Dekret über Dienst und Leben der Priester dienen, wie überhaupt kein Konzilsdekret, für sich allein gelesen, zu einem Thema die vollumfängliche Aussage des Konzils anbietet. Das gilt zum Beispiel für die von Outler herausgestellte Forderung hinsichtlich Fortschritt und Freiheit der theologischen Wissenschaft und ihrer Öffnung und Zusammenarbeit mit anderen Disziplinen auf Universitätsebene. Darüber ist Nr. 62 der Pastoralkonstitution «Kirche und Welt» (Schluß des dritten Kapitels über den Kulturfortschritt) als Ergänzung zu lesen.

Jeder weiß, daß die Aussichten auf eine wirksame Durchführung der Reformen des Zweiten Vaticanums weithin von Eifer und Fähigkeiten der Priester in den Pfarreien abhängen und daß diese Priester wiederum entscheidend von der Angemessenheit ihrer Ausbildung im Seminar bestimmt sind. Deshalb war es von Anfang an klar, daß das Schema über die Ausbildung der Priester einer der wichtigsten Punkte auf der

¹ Das Werk des protestantischen Herausgebers erscheint im katholischen Kösel-Verlag, München. Geplant sind drei Bände. Das Werk ist nicht einfach nach den Dokumenten, sondern thematisch eingeteilt. Den angeführten Konzilstexten sind jeweils die Voten der Bischöfe vorangestellt, die die wichtigsten gegensätzlichen oder sich ergänzenden Gesichtspunkte zu einer Frage enthalten. Wertvolle Anmerkungen orientieren über den Einfluß der Voten auf den Konzilstext. Dieser selbst wird in den Kommentaren sowohl erklärt wie kritisch beleuchtet. Band I (630 Seiten) ist der Offenbarung, dem Wesen der Kirche, dem Heil und den Heiligen (mit der Ablassreform als «Zwischenspiel»), Maria, Mutter der Gläubigen, und der «Ehre Gottes» (Liturgiereform) gewidmet. Das erste Kapitel, das die Überschrift «Geschichte» trägt und vielleicht besser mit «Struktur» betitelt wäre, enthält den grundlegenden Beitrag des Herausgebers, «Liber-tas Christiana».

Tagesordnung des Konzils war. Und doch kommt man, wenn man diesen Text mit den besten Konzilsdokumenten vergleicht, leider zu dem Schluß, daß er beträchtlich unter ihrem allgemeinen Niveau steht. Natürlich gibt es manche, die sich begeistern lassen von seinen Idealvorstellungen über Ziel und Zweck der Seminarerziehung und seinen ernststen Ermahnungen an die Erzieher der Theologen, Musterpriester hervorzubringen. Aber die Erzieher, die ich kenne, halten seine Vorschriften für diesen Prozeß für unklar und veraltet, gerade in den strittigen Fragen der sich gegenwärtig entwickelnden Krise der katholischen Seminare.

Wirklich eindrucksvoll an dem Dekret – und das kann ein hochbedeutsamer Anruf an die Protestanten sein – ist seine konsequente und ernste Betonung der Integrierung des Ganzen der priesterlichen Erziehung: die enge Verbindung der «geistlichen» mit der «wissenschaftlichen und pastoralen Ausbildung» (Nr. 8); das dynamische Gleichgewicht zwischen geistigem Leben, Gebetsleben und liebevollem Seelsorgsdienst.

Aber soviel relative Verbesserung der Text vorschlägt, sowenig grundsätzliche bringt er. Die Arbeitslosung des Dekrets über die Ausbildung der Priester könnte so zusammengefaßt werden: «Macht so weiter wie bisher, aber mit verdoppelten Bemühungen und mit so viel vorsichtiger Anpassung an die moderne Welt wie notwendig.» Solch eine Lösung zieht zwar kleinere Revisionen des herkömmlichen Erziehungsweges in Betracht, gibt aber kaum praktische Führung. Überdies nimmt sie einfach an, daß die tridentinischen Traditionen sowohl im Gehalt wie in der Methode immer noch Maßstab sein können. Zum Beispiel: «Die Normen christlicher Erziehung sollen hochgehalten und durch die neuen Erkenntnisse der Psychologie und Pädagogik ergänzt werden» (Nr. 11). Und weiter: «Im Gebrauch der pädagogischen, psychologischen und soziologischen Hilfsmittel sollen sie (die Seminaristen) methodisch richtig und den kirchlichen Normen entsprechend unterrichtet werden» (Nr. 20). Hier wird jedesmal angenommen, daß sowohl «die Normen» als auch «die Methode» schon weitgehend gut bekannt sind, das heißt, die Modelle der nachtridentinischen Scholastik werden immer noch für angemessen gehalten.

Kann das Trienter Seminar Vorbild bleiben?

Dementsprechend wird das nachtridentinische Modell der kleinen und großen Diözesan-Seminare anderen denkbaren Alternativen noch vorgezogen, und das angesichts weitverbreiteter Zweifel an der Leistungsfähigkeit und Wirksamkeit solcher Modelle kleiner Einheiten. Regionale Seminare werden in Betracht gezogen, aber nicht gefordert. Die entscheidende Frage der Zusammenordnung von Seminar und Universitätsstudium wird überhaupt nicht gesehen, so daß, mit Worten des Textes gesagt, die Priester von morgen relativ getrennt von der intellektuellen Arena erzogen werden sollen, in der ihre künftigen Pfarrkinder ihre kennzeichnende Geistesrichtung bekommen.

Zu zwei anderen Fragen schweigt der Text noch gründlicher. Sicher wird eine der Hauptfolgen des Zweiten Vaticanums überall in der römisch-katholischen Kirche (und anderswo) ein erhöhtes Interesse für das sein, was vereinfachend «die neue Theologie» heißt. Es würde deshalb einleuchtend scheinen, wenn ein Hauptinteresse einer erneuerten Studienordnung die Erforschung der zeitgenössischen (römisch-katholischen, anglikanischen, orthodoxen und protestantischen!) Theologie wäre – mit einiger Ermutigung für die Seminaristen, den geordneten Ertrag solcher Studien für ihr eigenes Denken und Lehren zu verwenden. Das Dekret verbietet nicht ausdrücklich solche Forschungen, sondern ignoriert nur das Problem. Wer zweifelt aber daran, daß das Zweite Vaticanum eine neue Weite im Ökumenismus eröffnet hat und daß die Priester in den Pfarreien eine besondere Vorbereitung auf ihre Rolle im

ökumenischen Dialog nötig haben, den Papst Paul VI. wiederholt empfohlen hat? Gleichwohl würde man sich von diesem Dekret her nie vergegenwärtigen, daß es so etwas wie Ökumenismus gibt oder daß hier ein Feld für ernsthaftes Denken und schöpferisches Handeln ist.

Vertrauen in die Freiheit

Darüber hinaus ermangelt dieser Text jeglicher Ermunterung zur selbständigen theologisch-wissenschaftlichen Forschung. Er sagt nichts darüber, daß die Kirche auch Theologen braucht, die die Forschung weiterbringen und nicht in den Pfarrdienst gehen. Daß es eine schöpferische Spannung zwischen theologischem Nachdenken und kirchlicher Kontrolle geben sollte und gibt, wird vom Konzil nicht sichtbar gemacht. Obwohl es moderne psychologische Erkenntnisnormen empfiehlt, die dies nahegelegt hätten, hat es nicht ausgesprochen, daß geistige Selbständigkeit zum Reifeprozess des jungen Menschen gehört und daß die Kirche sich nur kirchliche Muster-schüler und Funktionäre erzieht, wenn sie nicht lernt, in der theologischen Ausbildung so viel Freiheit zu geben, daß es zu freier Übernahme frei erkannter Wahrheiten kommt. So bleibt jeder Schritt unter kirchlicher Kontrolle, die Mutter Kirche behütet alle Wege des Denkens, als wäre ihr nicht besser mit künftigen Priestern gedient, die jene jedem Menschen gestellte Aufgabe erfüllt haben, sich von den Eltern abzusetzen, um sie dann neu lieben zu können, und in selbständiger geistiger Auseinandersetzung mit den Vätern der Kirche dann ihre voll erwachsenen Diener zu werden. Das Dekret spricht viel vom Gehorsam (Nr. 4 und Nr. 10), aber es schweigt davon, wie er jene Tiefe gewinnt, die frei erworbene und selbst gewonnene Erkenntnisse und ein mündig gewordener Glaube dem Christen schenken.

Angesichts der kommenden Anforderungen an das Priestertum kann man nicht sagen, daß *De institutione sacerdotali* eine sehr eindrucksvolle Urkunde für die Ausbildung der Priester zur Sendung der Kirche in der Welt von morgen ist. Es erreicht nicht einmal die Höhe der Geistigkeit und Offenheit, die in den besten katholischen Seminaren und Universitäten, die ich kenne, bereits erreicht ist. Sein Wert liegt vor allem in seiner hochgesinnten Sicht des idealen Priestertums. Darüber hinaus werden katholische Erzieher aber ihren eigenen Weg nach vorn finden müssen. Glücklicherweise gibt es Anzeichen und Hinweise darauf, daß viele von ihnen durchaus die Fähigkeit haben, gerade das zu tun. Es bleibt zu hoffen, daß die nationalen Bischofskonferenzen wirksame Pläne zur Studienreform entwickeln. Insofern ist es gut, daß das Dekret nur Richtlinien gibt und die Vollmacht zu den Reformen im einzelnen den Bischofskonferenzen erteilt. Vielerorts drängt man heute auf die volle akademische theologische Ausbildung für künftige Priester, Diakone, Lehrer, Theologen und Laientheologen der katholischen Kirche, die naturgemäß nur zum Teil in den herkömmlichen Seminaren absolviert werden kann und genügend Raum für Spezialstudien läßt, um den vielseitig gewordenen kirchlichen Aufgaben von heute zu genügen.

Albert C. Outler, Dallas, USA

A. EBNETER

Luther und das Konzil

48 Seiten, DM/sFr. 3.40

Eine wohldokumentierte Studie über Luthers Lehre und Stellung zum Konzil. Unerlässlich für das ökumenische Gespräch über Konzil und kirchliche Autorität.

«Orientierung», Scheideggstrasse 45, Zürich 2

UM EINE BEWUSSTER GLAUBENDE GEMEINDE

Konzil ohne Folgen? (2. Teil)*

In einem zweiten, kürzeren Abschnitt sollen nun einige Hinweise gegeben werden, was unter den gegebenen Umständen von dem hier Geforderten in einer Pfarrei verwirklicht scheint. Das Gesagte beruht auf konkreten Erfahrungen.

Achtung vor der Würde des einzelnen

Es wird versucht, die Freiheit des einzelnen zu achten. Niemand wird gedrängt oder gar genötigt, ein Sakrament zu empfangen, zur Messe zu gehen oder an einer Veranstaltung teilzunehmen. Mit aus diesem Grund sind die sogenannten Standescommunien abgeschafft. Nur die Schulkinder werden einmal im Monat zur Beichte aufgefordert. Dies schien bis jetzt angebracht, weil die Kinder vergeßlich sind und weil es besser ist, wenn für sie eine eigene Beichtzeit festgelegt wird. Die Kinder werden aber im Religionsunterricht nicht gefragt, ob sie in der Messe oder bei der Beicht und Kommunion waren. In den Gottesdiensten wird nicht reglementiert. Die Erwachsenen werden mit «Sie» angesprochen und gebeten, dies oder jenes zu tun, worauf sie meist willig auf das Vorgeschlagene eingehen. Wenn bei einem Gottesdienst oder einer anderen Veranstaltung etwas mißlang, wird die Schuld daran nicht einfach den «dummen Leuten» zugeschoben, sondern geprüft, ob die Sache wirklich gut organisiert und genügend erklärt war. Oft lag hier der Fehler.

Partnerschaft im Gespräch

Der Dialog wird immer und überall gesucht. Es wird versucht, den einzelnen und die Gemeinde als Gesprächspartner ernstzunehmen und die ganze priesterliche Arbeit nicht paternalistisch, sondern partnerschaftlich zu tun. Immer wieder wird darauf hingewiesen – etwa in Predigt und Pfarrblatt –, daß die Gläubigen Stellung nehmen, Fragen stellen und Kritik üben sollen.

Der Pfarrausschuß hat sich als hervorragendes Instrument für diesen Dialog bewährt. Es wird in den Gottesdiensten und in der Gemeinde nichts Wesentliches getan oder geändert, was nicht zuvor dort besprochen wurde (es ist dabei auch schon vorgekommen, daß die Priester überstimmt wurden). Die praktischen Vorteile dieses Verfahrens zeigen sich deutlich: Aus der Sicht der Laien sieht sich vieles anders an als aus der des Priesters, und der Rat mehrerer hilft, daß manches besser geplant und durchgeführt wird. Jeder, auch die Priester, werden veranlaßt, sich über die Gemeindearbeit mehr Gedanken zu machen; oft kommen neue Anstöße dazu aus dem Kreis der Laien. Alle, die einen Plan mitdiskutiert und mitbeschlossen haben, sind engagierter dabei und setzen sich für seine Durchführung persönlicher ein. Manche Aufgaben werden so eher von Laien übernommen und so sind die Priester mehr für ihre eigentlichen priesterlichen Funktionen frei. Sie bekommen auch eine größere Sicherheit in der Gemeindearbeit; denn was sie tun, ist nicht mehr nur ihre Idee, sondern es ist von vielen beraten, vielleicht korrigiert und beschlossen. Die Verantwortung dafür verteilt sich auf den ganzen Pfarrausschuß und liegt nicht mehr nur bei ihnen allein.

Als gutes Diskussionsforum in größerem Rahmen erwiesen sich die sogenannten Pfarrabende. Nachdem die im üblichen Stil des Katholischen Bildungswerkes gehaltenen Vorträge keinen großen Anklang fanden, beschloß der Pfarrausschuß, in Pfarrabenden, zu denen allgemein eingeladen wird, Fragen zur Diskussion zu stellen. Das Thema wird möglichst provozierend formuliert, damit es mehr anspricht. Bei der

Versammlung selbst geben dann ein oder mehrere Priester, oder je nach Thema auch ein Laie, eine kurze Einführung als Diskussionsgrundlage (nicht länger als 15–20 Minuten), anschließend wird darüber diskutiert. Erstaunlicherweise zeigte sich ein reges Interesse an den Abenden, viele diskutieren mit, und zwar im allgemeinen sachlich und fair.

In den Familienkreisen, bei denen sich jeweils ungefähr sechs Ehepaare einmal monatlich zusammenfinden, werden die Themen im Gespräch behandelt. Gerade dort erhalten die Priester immer wieder gute Anregungen und auch Korrekturen ihrer Meinungen.

Auch bei Versammlungen mit den Eltern der Kindergartenkinder oder der Erstkommunikanten zeigt es sich, wie wichtig es ist, sich auf den Dialog mit ihnen einzulassen. So waren zum Beispiel zu einer dieser Versammlungen die Eltern der Erstkommunikanten (keineswegs alles aktive Katholiken) mit Reserve und sogar einige mit wirklicher Aggressivität gekommen, da für sie eine Regelung, die zunächst notwendig schien, nicht günstig war. Nachdem sie ihre aggressive Stimmung in zum Teil auch scharfen Diskussionsbeiträgen abreagiert hatten und spürten, daß die Priester sie mit ihren Anliegen ernstzunehmen versuchten, war am Schluß eine alle Teile befriedigende Lösung zu finden; wobei allerdings auch die Priester einsahen, daß die von ihnen vorgeschlagene Regelung nicht die beste war.

Natürlich werden alle Vorstandssitzungen der Vereine und die Führerinnen- und Führerkreise der Jugend nicht als eine Art Befehlsausgabe gesehen, sondern als Gespräch mit denen, die in diesen Organisationen die Hauptlast der Arbeit tragen. Nach den Sonntagsmessen versuchen die Priester, mit den Gläubigen vor der Kirche ins Gespräch zu kommen und dabei auch immer wieder noch unbekannte Gemeindeglieder persönlich kennenzulernen. Auf diese Möglichkeit des Dialogs als Fortsetzung der Mahlgemeinschaft in der Messe wurde in der Predigt eigens hingewiesen.

Persönliche Seelsorge

Es wird versucht, die Pastoration im ganzen personal auszurichten. Denn es ist evident, daß in unserer pluralistischen Gesellschaft (die ja nichts Negatives ist), in der die meisten soziologischen Bindungen gefallen sind und die Traditionen aufhören, Glaube nur noch als personale, existentielle Entscheidung möglich ist. Daß diese ganze Entwicklung auch positiv zu sehen ist, sagt die Pastoralkonstitution über die Kirche in der Welt von heute: «Einerseits läutert der geschärfte kritische Sinn das religiöse Leben von einem magischen Weltverständnis und von noch vorhandenen abergläubischen Elementen und fordert mehr und mehr eine ausdrücklicher personal vollzogene Glaubensentscheidung, so daß nicht wenige zu einer lebendigeren Gotteserfahrung kommen» (Art. 7).

Die größte Schwierigkeit auf diesem Gebiet scheint darin zu liegen, die Gläubigen zu einem bewußteren Sakramentenempfang zu führen. Wenn jemand jahrelang selbstverständlich alle vier Wochen zur Beicht geht, gehört schon ein sehr reges Glaubensleben dazu, soll diese Regelmäßigkeit nicht zur Routine werden. Auf der anderen Seite muß noch einem großen Teil der sonntäglichen Gottesdienstbesucher klar werden, daß ein volles Mitfeiern der Eucharistie den Empfang der Kommunion miteinschließt und daß eigentlich nur eine totale Trennung von Gott oder der Kirche, zu der es sicher nicht leicht kommt, davon ausschließt. Immer mehr muß bei dieser Feier der Mahlcharakter deutlich werden, so daß dem, der nicht kommuniziert, bewußt wird, daß er nicht voll daran teilhat.

* Erster Teil siehe «Orientierung» Nr. 6/1967, S. 75 ff.

Die am meisten drängende Frage ist die: Ist es sinnvoll, wenn alle Kinder, deren Eltern katholisch sind, getauft werden, auch wenn feststeht, daß sie außer dem Religionsunterricht in der Schule keine religiöse Anleitung erhalten werden? Und ist es sinnvoll, wenn diese Kinder alle zur Erstkommunion gehen, gefirmt werden und später katholisch getraut werden? Wollen sie wirklich ein Sakrament empfangen? Kann diese nur äußerlich mitgemachte Feier Ansatz für ein tieferes Leben aus dem Glauben sein, wenn von der Familie her gar keine Voraussetzungen gegeben sind? Es bestehen starke Zweifel daran. Gewiß wird man nicht einfach jemand direkt vom Empfang der Sakramente ausschließen können. Wo soll man sichere Kriterien für solche Entscheidungen finden und wo die Grenze ziehen? (Diese Unsicherheit spürt man auch aus dem Directorium der französischen Bischöfe über den Empfang der Sakramente.) Aber eines müßte wohl den Eltern und Kindern klar gemacht werden, daß nicht einfach alle diese Sakramente empfangen können, nur weil es so üblich ist, und daß dafür eine Entscheidung, aus dem Glauben leben zu wollen, Voraussetzung ist. Auch soll niemand gedrängt werden, seine Kinder taufen zu lassen, zur Erstkommunion und Firmung zu gehen oder sich katholisch trauen zu lassen. Die Tatsache, daß ein großer Teil der Getauften praktisch keine Gläubigen und Gemeindeglieder mehr sind, muß ernstgenommen und vollzogen werden. Von hier her wird auch der Religionsunterricht, der einfach allen als katholisch gemeldeten Kindern erteilt wird, fraglich. Wäre nicht mit einem freiwilligen Religionsunterricht, zu dem man sich anmelden muß, den Kindern und deren Unterweisung sowie deren Katecheten wesentlich mehr gedient? Denn es wären nur die anwesend, die wirklich Glaubenswahrheiten hören und aufnehmen wollen, und nicht mehr die vielen anderen, die dies durch ihre häusliche Erziehung gar nicht können und oft genug nur disziplinar Schwierigkeiten bereiten.

Der Gottesdienst «entkultet»

Beim Vollzug der Liturgie wird auf folgende Dinge Gewicht gelegt: Je mehr Gläubige dabei aktiv werden, desto lebendiger ist die Mitfeier und wird die geforderte «volle, bewußte und tätige Teilnahme» erreicht. Neben der betenden und singenden Gemeinde (durch kurzes Üben neuer Gesänge vor der Messe wird auch sie immer mehr aktiviert) agieren Lektoren, eine

Männer- und eine Kinderschola und natürlich der Kirchenchor. Nach weiteren Möglichkeiten wird gesucht. So wurde ein Fürbittenbuch in der Kirche aufgelegt, in das jeder Fürbitten eintragen kann, die dann am Sonntag in der Gemeindemesse vom Lektor vorgetragen werden. Auch die sonstigen Fürbitten werden möglichst aktuell und die Gläubigen betreffend gestaltet.

Je mehr der Gottesdienst «entkultet» und je schlichter und menschlicher er gefeiert wird, desto mehr spricht er den einzelnen an und kann von ihm mitvollzogen werden. So werden die Gläubigen zum Beispiel am Beginn der kurzen Einführung vor der Sonntagsmesse begrüßt. Ämter werden wenig gehalten, weil gesungene Texte von der Gemeinde (und dem Zelebranten!) schwerer erfaßt werden können. Deshalb werden die Perikopen nie gesungen. Weihrauch wird nur noch beim seltenen eucharistischen Segen in Andachten und bei Beerdigungen benutzt.

Der angestrebten Ehrlichkeit im Vollzug der Liturgie stellt sich das Gebundensein an allzu viele Rubriken und an fest formulierte Gebetstexte sehr entgegen. Es scheint fraglich, ob es überhaupt möglich ist, Gebete heute echt mitzuvollziehen, die vor über einem Jahrtausend in einer anderen Sprache und Denkweise und in anderen theologischen Vorstellungen formuliert und die jetzt einfach nur möglichst getreu übersetzt wurden. Eine größere Beweglichkeit und Freiheit wären hier sehr am Platz.

Zum Schluß soll noch auf einige mögliche Einwände eingegangen werden. Vielleicht sagt einer, das hier Geforderte sei zu utopisch, so ideal könne die Kirche nie sein. Zugegeben: Wir sind nicht in Utopia. Muß aber nicht immer ein Leitbild dessen, was Kirche sein soll, sehr groß sein, damit in der Wirklichkeit überhaupt etwas erreicht wird? Je kleiner das Leitbild, desto kleiner sicher auch das wirklich Erreichte. Der Frage, ob solche Kritik (nach der Meinung mancher vielleicht harte Kritik) an der Kirche überhaupt erlaubt sei, soll mit der Gegenfrage begegnet werden: Kann ohne solche Kritik ein Dialog über die Erneuerung der Kirche überhaupt geführt werden? Dem Einwand, die genannten Tatsachen, die angeführt werden, betreffen oft nur unwesentliche Dinge, sei entgegeng gehalten, daß sich das Wesentliche, die Grundhaltungen, eben immer auch in solchen Kleinigkeiten äußert.

J. R. B., Pfarrer

MODERNE PHYSIK UND THEOLOGIE

Messungen bilden die Grundlage naturwissenschaftlicher Erkenntnisse. Geistreiche Theorien oder Hypothesen werden erst dann und nur dann akzeptiert, wenn sie durch Messungen gestützt oder bestätigt werden.

Dies gilt, obwohl Geist und analytische Reflexion einen wesentlichen Anteil an naturwissenschaftlichen Erkenntnissen haben, und es ein schwer erklärbares «Einfühlungsvermögen» in die naturwissenschaftlichen Zusammenhänge gibt. Ohne diese geistigen Bemühungen hätte es sicherlich keine naturwissenschaftliche Entwicklung gegeben, trotzdem – den Schlußpunkt setzt das Experiment, setzt die Messung.

Die Grenzen naturwissenschaftlicher Erkenntnisse – und speziell physikalischer, auf die ich meine Ausführungen beschränke – sind deshalb untrennbar mit den Grenzen der Meßanordnungen und Meßverfahren verknüpft. Erst wenn Klarheit über die Grenzen des Meßvorganges erzielt wird, kann die Bedeutung eines Experimentes in vollem Umfang gewürdigt werden.

Grenzen des Meßvorganges

► Jede Messung wird begrenzt durch die Unvollkommenheit der Meßvorrichtung. Als Beispiel seien die Messungen der zeitlichen Ortsveränderungen eines fallenden Körpers erwähnt. Hierzu werden Längen- und Zeitmeßgeräte benötigt, die Messungen nur bis zu einer bestimmten angebbaren Genauigkeit ermöglichen. Deshalb ist es ein grundsätzliches Anliegen des Experimentators, die Meßapparaturen und die Meßverfahren zu vervollkommen, um die Meßgenauigkeit zu erhöhen. Dabei stellt sich die Frage: Gibt es eine prinzipielle Grenze für die Verfeinerung der Meßapparatur? Darauf wird später eingegangen.

► Messungen gelten stets nur für einen vorgegebenen Beobachtungsraum. *Newton* erkannte die Gültigkeit der Gesetze der Schwerkraft für unser Planetensystem. Ein Beispiel dieser Art, welches durch viele andere ergänzt werden könnte, kann zu der Annahme verführen, diese unter bestimmten Voraussetzungen gefundenen Gesetze besäßen universelle Gültigkeit

und könnten unbedenklich in das Unendlich-Große wie in das Mikroskopisch-Kleine extrapoliert werden. Unser Jahrhundert hat jedoch die Unzulässigkeit dieses Verfahrens bewiesen. So genügen im atomaren Bereich die Gesetze der klassischen Mechanik nicht den experimentellen Befunden.

► Meist werden bestimmte isolierte Systeme untersucht. Zur Veranschaulichung bedienen wir uns erneut der Messung des freien Falles eines Körpers. In diesem Fall interessiert man sich für die Wechselwirkung zwischen dem fallenden Körper und der Erde, die sich gegenseitig anziehen. Diese Messung wird außerdem in je nach der Meßanordnung unterschiedlichem Maße von der Umgebung der beiden beeinflußt. Zu dieser Umgebung zählen auch die die Erde umgebenden Himmelskörper – Mond, Sonne, Planeten usw. –, die auf die Messung einwirken. Praktisch ist der Einfluß der Gestirne auf eine derartige Messung unmeßbar klein. Das beeinträchtigt aber nicht diese Überlegungen, außerdem werden viele Erscheinungen, Ebbe und Flut zum Beispiel, durch die Gestirne verursacht. Die Isolation eines Systems ist eine Abstraktion, weil es als «Teil des Universums» nicht vollständig von dem «Rest des Universums» isoliert werden kann. Eine exakte Berechnung müßte also unter anderem den Einfluß des gesamten Universums auf das zu untersuchende System berücksichtigen. Das setzt die Kenntnis des Zustandes dieses Universums voraus. Diese Kenntnis ist unvollständig und wird wahrscheinlich immer unvollständig bleiben.

► Messungen sind immer mit Eingriffen in das zu untersuchende System verknüpft. Dies soll am folgenden Beispiel erläutert werden. Wir beabsichtigen, die Temperatur von Wasser in einem Glas zu messen. Dazu bedienen wir uns eines Thermometers, stecken es in das Wasser und lesen die Temperatur ab. Gemessen wird aber jetzt nicht die Temperatur des Systems Wasser – Glas – Umgebung, sondern die des Systems Wasser – Glas – Umgebung – Thermometer. Das Thermometer bewirkt eine Veränderung des Systems.

Dieses letztgenannte grobe Meßverfahren kann erheblich verfeinert werden. Es stellt sich dann wiederum die Frage: Ist eine beliebige Verkleinerung des Eingriffes möglich oder gibt es eine natürliche Grenze für die Verfeinerung? Darauf wird ebenfalls später eingegangen.

Experimente werden stets mit Geräten durchgeführt, die physikalischen Gesetzen unterworfen sind, die also, bildhaft gesprochen, einen Standpunkt «über der Welt» nicht zulassen. Eine physikalische Theorie, die sich auf eine Beschreibung des Systems beschränkt und die Wechselwirkung mit der Meßapparatur nicht berücksichtigt, ist unvollständig und gilt nur für Grenzfälle. Es ist ein wesentliches Kennzeichen der modernen physikalischen Theorien – Relativitätstheorie und Quantentheorie –, daß sie auf das Spezifische des Meßvorganges nicht verzichten. Das sollen die folgenden Ausführungen zeigen.

Kennzeichen der modernen Physik

Die moderne Physik ist bis jetzt im wesentlichen durch zwei große Theorien – Relativitätstheorie und Quantentheorie – gekennzeichnet. Wahrscheinlich werden diese beiden Theorien durch eine weitere ergänzt werden, die sich speziell mit den Vorgängen im Atomkern beschäftigt. Nach Aussage von Experten sind die Entwürfe zu dieser Theorie schon relativ weit gediehen; doch scheint es mir noch zu früh, hierauf einzugehen.

Das Neue der modernen Physik ist an den Wandlungen fundamentaler Begriffe zu erkennen. Es sind dies:

1. Raum und Zeit
2. Materie
3. Determinismus.

In der Physik des vorigen Jahrhunderts deckten sich diese Begriffe mit den allgemeinen Vorstellungen und waren deshalb unproblematisch. Die

moderne Physik zerstörte diese allzu naiven Anschauungen; außerdem stellte sie zwei weitere Grundbegriffe zur Diskussion:

4. Objektivität der Welt
5. Abstraktion.

1. Raum und Zeit

In der Physik des vorigen Jahrhunderts waren Raum und Zeit zwei absolut getrennte Größen ohne innere Beziehung. Eine andere Vorstellung war unmöglich. Um so tiefer war deshalb der Einbruch der Einsteinschen Relativitätstheorie in diese Vorstellungswelt. Diese Relativitätstheorie war auf Grund vorliegender, durch die klassischen Theorien unerklärbarer Experimente, die von dem amerikanischen Physiker *Michelson* durchgeführt wurden, geschaffen worden. Ein Gedankenexperiment, das leichter verständlich ist als der Michelsonsche Versuch, aber mit diesem verwandt ist, soll eine Ahnung von dieser Begriffswandlung vermitteln.

Wir denken uns ein Schiff, das mit einer Geschwindigkeit von 20 km in der Stunde fährt. Dieses Schiff schwimmt auf einem Fluß; die Geschwindigkeit des fließenden Wassers beträgt 10 km in der Stunde. Mit welcher Geschwindigkeit entfernt sich dieses Schiff von einem am Flußufer stehenden Beobachter? Es sind dies 30 km (20 km Schiffsgeschwindigkeit und 10 km Strömungsgeschwindigkeit) in der Stunde, wenn Fahrt- und Strömungsrichtung gleich sind, und 10 km (20 km Fahrtgeschwindigkeit minus 10 km Strömungsgeschwindigkeit) in der Stunde, wenn Fahrt- und Strömungsrichtung entgegengesetzt sind. In diesem Fall decken sich Vorstellung und Experiment.

Jetzt bringen wir auf dem Schiff eine Lichtquelle an und führen zwei unabhängige Messungen durch. Einmal bestimmen wir die Geschwindigkeit, mit der sich der Lichtstrahl von einem sich auf dem Schiff befindlichen Beobachter, zum anderen von einem am Ufer stehenden Beobachter entfernt. Erwarten wird man, daß sich diese Lichtgeschwindigkeiten um die Fahrt- und Strömungsgeschwindigkeiten unterscheiden. Tatsächlich wird jedoch kein Unterschied gemessen – die Lichtgeschwindigkeit ist unabhängig vom Bewegungszustand des Messenden, und damit konstant. Dies erklärte *Einstein* mit der Abhängigkeit der Zeitmessung vom Beobachtungszustand.

Diese Erkenntnis gehört zum wesentlichen Bestand der sogenannten speziellen Relativitätstheorie, die experimentell gesichert und unbestritten ist. Dasselbe kann von der allgemeinen Relativitätstheorie, die Einstein später entwickelte, nicht gesagt werden. Sie ist schwer zu beweisen, und die vorliegenden Experimente reichen nach allgemeiner Ansicht für eine endgültige Beurteilung nicht aus. Doch gibt es Hinweise für die Richtigkeit dieser Theorie, und weil sie Aussagen über mögliche Strukturen des Weltalls macht, soll kurz darauf eingegangen werden.

Im Verlauf der Diskussion um die allgemeine Relativitätstheorie schob sich das Modell eines endlichen, aber unbegrenzten Universums in den Vordergrund. Wie ist eine endliche, aber unbegrenzte Struktur des Universums zu verstehen? Denken wir uns, wir folgen einem Lichtstrahl in das Weltall. Wenn dieses Modell richtig ist, müßten wir (nach vielen Milliarden Jahren) an den Ausgangspunkt zurückkehren. Dieser Vorgang im dreidimensionalen Raum (oder vierdimensionalen Raum-Zeit Kontinuum) ist vergleichbar mit einem ähnlichen Vorgang auf unserer zweidimensionalen Erdoberfläche (des dreidimensionalen Erdkörpers). Bewegen wir uns auf der Erde, die eine endliche, aber unbegrenzte Oberfläche besitzt, dauernd in einer Richtung, so werden wir an den Ausgangspunkt zurückkehren.

2. Materie

Die spezielle Relativitätstheorie enthält weiter die berühmte Einsteinsche Gleichung $E = mc^2$ (Energie = Masse multipliziert mit dem Quadrat der Lichtgeschwindigkeit). Diese Gleichung, die die Äquivalenz von Masse und Energie ausdrückt, kann auch in der Form $m = \frac{E}{c^2}$ gelesen werden. Sie

sagt aus, daß entweder die Energie in verschiedenen Formen (kinetische Energie, Strahlungsenergie u. a.) existieren kann und dann wäre die Materie eine Sonderform der Energie, oder umgekehrt die Masse verschiedene Erscheinungsformen, unter anderen auch die der Materie hat. Das letzte scheint den geläufigen Anschauungen jedoch stärker zu widersprechen.

Diese Gleichung bildet die Grundlage für die Berechnung der Zerstörungsgewalt einer Atombombe. In einer Atombombe wird materielle Energie in kinetische Energie, erkennbar an der Druckwelle, in Wärmeenergie, erkennbar am Temperaturanstieg, auf viele Millionen Grad Celsius und in die Strahlungsenergie des Lichtblitzes und der radioaktiven Verseuchung umgesetzt.

3. Determinismus

Unter Determinismus soll die eindeutige und beliebig genaue Voraussage eines zukünftigen Ereignisses auf Grund vorliegender Meßwerte verstanden werden. Als Beispiel sei an eine Sonnenfinsternis gedacht, die infolge der Kenntnis der Bewegungsgesetze und der jeweiligen Standorte und Geschwindigkeiten der Gestirne auf Jahrzehnte im voraus berechnet werden kann. Gibt es für diese Vorausberechnung eine prinzipielle Grenze, oder kann deren Genauigkeit beliebig gesteigert werden? Damit kommen wir zur Beantwortung der Fragen, die bei der Diskussion des Meßvorganges gestellt wurden.

Um die Antwort vorwegzunehmen: Experiment wie Theorie zeigen, daß beliebig genaue Voraussagen eines zukünftigen Ereignisses nicht möglich sind, sondern nur Aussagen für die Wahrscheinlichkeit des zu erwartenden Ereignisses. Die maximale Wahrscheinlichkeit kann aus den Heisenbergschen Unschärferelationen errechnet werden. Diese Unschärferelationen werden aus der Quantentheorie abgeleitet. Weil die Quantentheorie auch die Gesetze der klassischen Mechanik enthält, gilt sie nicht nur im Bereich der mikroskopischen, sondern auch der makroskopischen Physik. Doch im Bereich der makroskopischen Physik sind die Ungenauigkeiten infolge störender Einflüsse und unvollkommener Meßapparaturen so groß, daß sie die Unschärfen der Heisenbergschen Gleichungen weit übertreffen, so daß die klassische Physik ihre praktische Gültigkeit behält. Trotzdem können nun die Fragen bei der Diskussion des Meßvorganges beantwortet werden. Die Heisenbergschen Unschärfegleichungen geben die Grenze der Verfeinerung einer Meßapparatur und der Verkleinerung des Meßeingriffes an.

In diesem Zusammenhang taucht die Frage auf: Handelt es sich hierbei um eine erkenntnistmäßige Teildeterminiertheit (ein Begriff, der anstelle des häufig verwandten Ausdrucks Indeterminiertheit benutzt wird, weil eine Aussage über den wahrscheinlichen Zustand einen Anteil von Determiniertheit voraussetzt) oder um eine ontologische? Damit soll gesagt sein: Wird die Ungenauigkeit durch den Meßvorgang an sich, durch den Eingriff, der nicht beliebig klein gemacht werden kann, verursacht oder ist es eine prinzipielle Teildeterminiertheit, die ihre Ursache in der Struktur des Systems hat?

Die Mehrzahl der Physiker dürfte heute von einer prinzipiellen Teildeterminiertheit überzeugt sein, und zwar weil diese untrennbar mit der komplexen Struktur der Welt verknüpft ist. Parallel mit den Heisenbergschen Gleichungen lief eine Diskussion über den Dualismus Welle – Korpuskel, die als zwei unvereinbare Wirklichkeiten angesehen wurden. Quantentheorie und Experiment zeigten aber, daß auch die Wellen (zum Beispiel die Lichtwellen) korpuskulare und die Korpuskel, die (ungenau ausgedrückt) die materielle Welt präsentieren, Welleneigenschaften zeigen. Dies ist paradox, weil diese Eigenschaften sich gegenseitig ausschließen. Eine Korpuskel ist auf ein bestimmtes Volumen beschränkt und lokalisierbar; eine Welle breitet sich über ein größeres Volumen aus und ist nicht lokalisierbar. Aus diesem Paradox können die Heisenberg-

schen Gleichungen und die prinzipielle Teildeterminiertheit abgeleitet werden.

4. Objektivität der Welt

Der letzte Abschnitt des vorhergehenden Kapitels leitet zu den folgenden Ausführungen über. Wird hierdurch die objektive Welt in Frage gestellt?

Ein Atom kann als Korpuskel wie als Welle in Erscheinung treten. Dies ist ein Widerspruch, weil hierdurch die Welt zum Träger sich ausschließender Eigenschaften wird. Tatsächlich ist nun die Aussage, die Welt besitze die Eigenschaften von Welle und Korpuskel, nicht richtig, weil in einem Experiment niemals gleichzeitig alle Eigenschaften, die eine Korpuskel auszeichnen, und alle Eigenschaften einer Welle nachgewiesen werden. Je nach der Ausführung des Experimentes ist die Wahrscheinlichkeit für die Realisierung des Korpuskel- oder des Wellencharakters oder eines Übergangszustandes zwischen beiden größer. Dies hängt von dem Meßverfahren und der Meßanordnung ab. Das zu untersuchende System besitzt also nicht diese oder jene Eigenschaften, sondern in einem Experiment, bei der Wechselwirkung mit einer Meßapparatur, zeigt das System diese oder jene Eigenschaften. Deshalb muß die Aussage in der Weise modifiziert werden, daß nicht von den spezifischen Eigenschaften, sondern von den potentiellen Möglichkeiten zur Realisierung dieser Eigenschaften gesprochen wird. Das Meßverfahren ist ein wesentlicher Bestandteil der Erkenntnis, weil es einen Teil des Ergebnisses vorwegnimmt. Man gelangt nicht zu einer Erkenntnis der Welt an sich, sondern einer Welt, deren mögliche Eigenschaften sich erst in der Wechselwirkung mit der Meßapparatur realisieren. Die Welt besitzt nicht objektiv diese oder jene Eigenschaften, sondern sie enthält nur die potentiellen Möglichkeiten zu ihrer Realisierung.

5. Abstraktion

Mit der Wandlung des Verständnisses der fundamentalen Grundbegriffe wie Raum, Zeit, Materie und Determinismus verminderte sich die Anschaulichkeit physikalischer Begriffe. Was ist unter Anschaulichkeit zu verstehen? Dies soll das folgende Beispiel zeigen. Untersucht wird die Bewegung einer Kugel, die einen Abhang hinabrollt. Die Bewegung dieser Kugel während eines Zeitabschnittes wird durch eine mathematische Gleichung beschrieben. Diese Gleichung enthält mehrere verschiedene Symbole, die den Radius der Kugel oder den Anstiegswinkel des Abhangs und andere Größen darstellen. Diese Symbole beziehen sich auf vorstellbare Gegenstände oder Bilder, die anschaulich sind, weil sie unseren Sinnen zugänglich sind.

Im Gegensatz hierzu ist das fundamentale Symbol der Quantentheorie ψ (die Wellenfunktion Psi) nicht anschaulich, weil es sich auf keinen unserer Erfahrung zugänglichen Gegenstand bezieht noch die Möglichkeit, es bildlich zu beschreiben, besteht. Die Wellenfunktion Psi entzieht sich der Vorstellbarkeit – erst bei der Kombination mit anderen Symbolen können mehr oder weniger anschauliche Bilder entstehen.

Ähnliches gilt für die Ergebnisse der Relativitätstheorie. Weder die Abhängigkeit der Zeitmessung von dem Beobachter noch die Verwandlung von materieller Energie in andere Energieformen sind vorstellbar.

Beziehungen zur Theologie

Es hat den Anschein, als ob das bisher Ausgeführte in keine Verbindung zu theologischen Aussagen gebracht werden kann. Der Unterschied der beiden Erkenntnis- und Wirkerebenen – der irdischen Ebene der Naturwissenschaft mit der Beschränkung auf das experimentell Verifizierbare und der transzendenten Ebene der Theologie – scheint unüberbrückbar. Dem steht jedoch entgegen, daß das Arbeitsfeld der Na-

turwissenschaft als Schöpfung Gottes seine Größe widerspiegelt und der Wahrheitsgehalt theologischer Aussagen an der irdischen Wirklichkeit, die unter anderem von den Gesetzen der Naturwissenschaft geformt wird, geprüft wird.

Gewichtiger ist der Einwand, daß es sich bei den naturwissenschaftlichen Theorien stets um Provisorien handle, die im Laufe der weiteren Entwicklung und Entdeckungen überholt, ergänzt oder abgelehnt würden. Deshalb sei es unangebracht, theologische Aussagen mit naturwissenschaftlichen Erkenntnissen zu koppeln, weil zu erwarten sei, daß die letzteren nur Bestandteile zukünftiger umfassenderer Theorien sein werden, die andere naturphilosophische und theologische Überlegungen nach sich ziehen.

An diesem Argument ist sicher einiges Wahre, und deshalb ist höchste Behutsamkeit in jedem Fall gefordert. Doch glaube ich – und hier verlasse ich bewußt den Boden des (naturwissenschaftlichen) Beweises –, daß es wissenschaftliche Erkenntnisse gibt, die auch für die Zukunft gelten werden. Dies zeigt ein Blick in die Geschichte der naturwissenschaftlichen Forschung.

Die Newtonsche Mechanik war nicht imstande, bestimmte Phänomene im Bereich des Atomaren zu erklären. Damit verschwand sie jedoch nicht aus den physikalischen Lehrbüchern, die sie auch in Zukunft als einen wesentlichen Teil enthalten werden, denn sie beherrscht fast die gesamte moderne Technik einschließlich Raketen und Satelliten. Die modernen Theorien zeigten nur ihre begrenzte Gültigkeit. Wenn damals als Fundament dieser Mechanik der Determinismus ein unanfechtbarer Glaubenssatz war, so deshalb, weil eine andere Möglichkeit unvorstellbar war und die Maßtechnik keine tieferen Erkenntnisse zuließ. Erst mit dem Rüstzeug der modernen Meßtechnik wurde der Determinismus, der – soweit es sich um physikalische Vorgänge handelt – praktisch unser alltägliches Leben beherrscht, als Grenzfall einer höheren Gesetzmäßigkeit erkannt.

Ist aber dann nicht, so wird man fragen, zu erwarten, daß die Quantentheorie der Bestandteil einer zukünftigen determinierten Theorie wird, so daß das zurzeit anerkannte teildeterminierte Verhalten ebenfalls einen Grenzfall darstellt? Dazu meine ich: Sicherlich wird die Quantentheorie weiter ausgebaut werden (die ersten Ansätze liegen schon vor). Nach Ansicht der überwiegenden Anzahl der Physiker ist aber nicht zu erwarten, daß dies zu einer determinierten Theorie führt, weil auch diese nicht ohne den Dualismus Welle – Korpuskel auskommen wird, der die Ursache des teildeterminierten Verhaltens ist. Dagegen deutet alles darauf hin, daß sich die zukünftigen Theorien und ihre Interpretationen noch mehr von den klassischen Vorstellungen entfernen werden. Es sei nur erwähnt, daß in den Entwürfen zu den neuen Kerntheorien die Auflösung des Kontinuums Raum – Zeit in Raum- und Zeitquanten diskutiert wird.

Problematik naturwissenschaftlicher Gottesbeweise

Die Beschränkung auf das experimentell Verifizierbare hat Konsequenzen für bestimmte theologische Aussagen. Hierbei denke ich speziell an Gottesbeweise. Ich nehme an, daß heute fast alle Naturwissenschaftler überzeugt sind, daß weder die Existenz noch die Nichtexistenz Gottes wissenschaftlich bewiesen werden kann. Hierbei würde der Rahmen der Naturwissenschaft gesprengt und sie begäbe sich auf Ebenen jenseits ihrer Zuständigkeit. Die Unmöglichkeit von Gottesbeweisen erkennt man, sobald eine Antwort auf die Frage «Ist die Existenz des Weltalls eindeutig auf einen Schöpfungsakt Gottes zurückzuführen?» gesucht wird.

Eine Bejahung dieser Frage würde unter anderem voraussetzen, daß es experimentelle Beweise für einen Anfang des Weltalls gibt. Tatsächlich gibt es einen Hinweis, und zwar die Expansion des Weltalls, die aus der Rotverschiebung der Spektren entfernter Spiralnebel erschlossen wird. Diese Expansion verführt zu der Berechnung des Anfangs dieser Bewegung und man gelangt dann zu den oft genannten 4 bis 10 Milliarden Jahren, die übrigens auch bei kernphysikalischen

Nachweismethoden gefunden werden. Diese Berechnung hat jedoch eine Voraussetzung, die wissenschaftlich nicht mehr zu beweisen ist, nämlich die Kontinuität und Konstanz physikalischer Gesetze über das Universum und über den gesamten Zeitraum der Evolution. Solange nichts Gegenteiliges bewiesen ist, wird man diese Kontinuität und Konstanz als vernünftige Arbeitshypothese gelten lassen, ohne ihr Beweischarakter zuzuschreiben. Außerdem sagt die Angabe eines Weltalters nur, daß – wenn die genannte Voraussetzung richtig ist – sich vor 4 bis 8 Milliarden Jahren das Universum über ein viel kleineres Volumen erstreckte, von dem die Expansion ihren Ursprung nahm; und nur bis zu diesem Zeitabschnitt die physikalischen Gesetze zurückverfolgt werden können. Über den Zustand des Weltalls vor diesem Zeitabschnitt – ob Gott die Welt aus dem Nichts erschaffen hat oder ob andere physikalische Gesetze galten –, dazu hat die Naturwissenschaft keine Aussage.

Abstraktion der Naturwissenschaft und Religion

Viele Theologen glauben, sie würden mit dem Argument, «an Wunder zu glauben sei dem modernen, naturwissenschaftlich gebildeten Menschen nicht zumutbar, weil dieselben unvorstellbar sind», dem Naturwissenschaftler die Religion schmackhaft machen. Genau das ist aber nicht der Fall. Denn es ist ein wesentliches Kennzeichen der modernen Physik, daß sie immer abstrakter geworden ist. Mir klingt die Aussage eines ungläubigen Kollegen noch Jahre später im Ohr: «Wenn ich an einen allmächtigen Gott glauben würde, fiel es mir nicht schwer, an die Himmelfahrt Mariens oder an ein beliebiges Wunder Christi zu glauben.» Die Vorstellbarkeit ist kein naturwissenschaftliches Kriterium, und speziell Mathematiker und Atomphysiker wird man damit nicht locken können.

W. Heisenberg verdanke ich den Hinweis, daß die Abstraktion der Naturwissenschaft das Verständnis einer christlichen Grundwahrheit erleichtern kann. Er schreibt, daß die Erfolge der Naturwissenschaft mit immer undurchsichtigeren Abstraktionen erkaufte wurden. Heisenberg glaubt, daß durch die Abstraktion das Wesen der Dinge klarer erkannt werde.

Naturwissenschaftliche Erkenntnis und theologische Wahrheit

Das Experiment entscheidet über den Wert einer naturwissenschaftlichen Aussage. Der Naturwissenschaftler erfindet nichts Neues, sondern er entdeckt «nur» vorhandene Wirklichkeiten. Der Christ wird wirksam in dem Maß, in dem sich ihm Gott offenbart. Aus sich selbst vermag er nichts. Nur durch die geschenkte göttliche Gnade erkennt und handelt er richtig.

Die Kriterien der naturwissenschaftlichen Aussage und der theologischen Erkenntnis liegen jenseits des Menschen in der Praxis und in der Offenbarung Gottes. Doch ist der Mensch nicht nur objektiver und neutraler Beobachter oder ein willenloses Werkzeug Gottes; wie die Diskussion der quantenmechanischen Phänomene gezeigt hat, nimmt die vom Menschen entwickelte Meßapparatur einen Teil des Ergebnisses vorweg, und Gott wird sich nur dem «bereiten» Menschen offenbaren.

Diese Parallelen dürfen den fundamentalen Unterschied der beiden Erkenntnis- und Wirkweisen nicht verdecken. Während die naturwissenschaftliche Erkenntnis auf das experimentell Verifizierbare beschränkt ist, hat Gott eine unendliche Fülle von Möglichkeiten, um sich zu offenbaren. Eine naturwissenschaftliche Erkenntnis ist (prinzipiell) zu jeder Zeit nachprüfbar; eine göttliche Offenbarung ist einmalig und nur dem Gläubigen sichtbar.

*

Diese Ausführungen über die moderne Physik mit dem kümmerlichen Anhängsel über mögliche Beziehungen zur Theologie sollen nicht nur eine Diskussion von Fachfragen sein; darüberhinaus zielen sie auf die Person des Naturwissen-

schaftlers. Wer die Bekanntschaft von Naturwissenschaftlern in einem Institut oder Industriebetrieb gemacht hat, wird festgestellt haben, daß die überwiegende Mehrzahl ungläubig ist. Die Gründe für die Glaubenslosigkeit sind komplex und nicht immer einsichtig. Mir scheint jedoch, daß sie meist nicht naturwissenschaftlichen Ursprungs sind oder dann nur in dem Maße, daß der naturwissenschaftlich gebildete Mensch keinen Zugang zu religiösen Aussagen findet. Ihn interessiert die Religion nicht, weil sie ihn nicht anspricht, und weil er mit dem, was in den Kirchen geschieht, nichts anfangen kann. Wenn dann trotzdem eine antireligiöse Einstellung durchbricht, so dürfte diese im allgemeinen durch Eingriffe kirchlicher Stellen in das öffentliche Leben, wie Wahlbeeinflussung, Bekenntnisschule und ähnliches, verursacht sein. In dieser mehr antiklerikalen denn antireligiösen Haltung unterscheidet sich der Naturwissenschaftler nicht von den übrigen Menschen.

Bei den wenigen praktizierenden Christen und Naturwissenschaftlern kann man dagegen öfter eine Art von Bewußtseinspaltung beobachten. Diese sind vom Wert des Christentums

für die Gestaltung des familiären und politischen Lebens überzeugt und interessieren sich für innerkirchliche Vorgänge. Für ihre berufliche und wissenschaftliche Arbeit entlehnen sie aus der christlichen Religion nur moralische Grundsätze, zum Beispiel fleißig, ehrlich und kollegial zu sein und für ein gutes Arbeitsklima zu wirken. Daß ihre Arbeit unter bestimmten Bedingungen durch das Christentum einen Sinn erhalten und dem Christentum neue Impulse geben kann, wird nur selten gesehen.

Deshalb ist meines Erachtens die Entwicklung einer Theologie der Wissenschaft und der industriellen Arbeit erforderlich. Man wird hier auf den genialen Entwurf von Teilhard de Chardin verwiesen, den ich sehr schätze. Doch scheint es mir, daß diese weitgespannte christozentrische Weltanschauung nicht ohne weiteres in die detaillierte Laborarbeit zu übersetzen ist und leicht Gefahr läuft, als verstiegen abgelehnt zu werden. Wahrscheinlich ist es wirkungsvoller, etwas bescheidener zu beginnen und zu versuchen, von Fall zu Fall die Erfordernisse der frohen Botschaft zu ergründen.

Dr. J. Bernard, München

Unkatholisch?

Das gemeinsame Suchen von Seelsorgern und Moraltheologen nach theoretischen und praktischen Grundlagen für eine verantwortungsvolle und situationsgerechte Gewissensbildung in der komplexen, aber drängenden, ja für Millionen von Ehepaaren existentiellen und unaufschiebbaren Frage der Geburtenregelung wird von gewissen Kreisen nicht nur mit Mißtrauen verfolgt, sondern neuerdings auch auf dem Podium der Tagespresse heftig angegriffen.

So hat kürzlich KNA, die Katholische Nachrichtenagentur, Bonn, der längeren Einsendung eines bekannten katholischen Moraltheologen Raum gegeben, die leider ein Klima begünstigt, das jede weitere Forschung und Diskussion lähmt. Es handelt sich um ein Gutachten, das zunächst an hohe geistliche Würdenträger ging und dann der Presse übergeben wurde. Prof. DDDr. *Ermecke*, in Sorge um die Rechtgläubigkeit so vieler seiner Kollegen und einer immer breiter werdenden Strömung aus der ganzen Welt in Fragen der Geburtenregulierung, hat dieses Gutachten veröffentlicht.

In seinem Gutachten meint Professor *Ermecke*, Rom habe doch gesprochen, und damit sei für den Katholiken und erst recht für den Theologen die Sache entschieden und klar. In der Zusammenfassung wird sogar an erster Stelle die These aufgestellt: «Erstens: nicht persönliche Wünsche ..., sondern einzig und allein das kirchliche Lehramt hat für die theologische Wissenschaft und die pastorale Praxis verbindlicher Maßstab zu sein.» In Fragen der Geburtenregulierung und des Naturrechtes seien doch deutliche Aussagen des kirchlichen Lehramtes vorhanden, die jeden Zweifel beheben; es sei deshalb unkatholisch, etwas anderes als die bisherige kirchliche Ehemoral anzunehmen und zu verkünden.

Da hier eine Einstellung zum Ausdruck kommt, die leider noch weit verbreitet, in ihrer Starrheit aber unhaltbar und in ihren Folgen gefährlich ist, darf sie nicht unwidersprochen bleiben. Sie wirft die Frage nach dem Verhältnis zwischen katholischer Wissenschaft und kirchlichem Lehramt auf und beantwortet sie in einer Weise, die die katholische Theologie, hier insbesondere die Moraltheologie, zu völliger Sterilität verurteilt und den denkenden Katholiken in seiner Haltung der Kirche gegenüber in eine bedenkliche Lage bringen müßte.

Modellfall: die Geburtenfrage

Auf die Geburtenfrage als solche brauchen wir diesmal nicht näher einzugehen. Sie soll nur die Tatsache beleuchten, wie

sehr hier auch die Hierarchie einer «Kirche, die auf dem Wege ist», nach Einsicht und Klarheit ringen muß und welche Aufgabe die theologische Wissenschaft in einer Frage zu übernehmen hat, die noch nicht endgültig entschieden ist. Das Zweite Vatikanische Konzil hat es mit überwältigender Mehrheit abgelehnt, in der Geburtenfrage die hergebrachte Kirchenlehre zu fixieren; Papst Johannes XXIII. hat in Mater et magistra ebenfalls darauf verzichtet, Methoden der Geburtenkontrolle im einzelnen zu beurteilen und hat nur allgemein von «Vergehen gegen das Leben» gesprochen; die große päpstliche Geburtenkommission von sechzig ausgewählten Fachmännern und Eheleuten ist in ihrem Gutachten von 800 Seiten in überwältigender Mehrheit (man spricht von 80%) ebenfalls zu einer abweichenden Ansicht vorgestoßen. Es ist sogar bekannt geworden, daß von den 19 Fachtheologen dieser Kommission nur vier der Auffassung waren, man müsse an der Antwort der Enzyklika «*Casti connubii*» festhalten; Papst Paul VI. zögert zwar, die alte Lehre einfachhin preiszugeben – hat aber unmißverständlich zu erkennen gegeben, daß er sich jetzt nicht in der Lage sehe, ein endgültiges Urteil abzugeben, und daß er nach der Kommission Papst Johannes' XXIII., nach der kleinen und dann stark vergrößerten Geburtenkommission und nach der bischöflichen Kommission noch eine weitere Kommission brauche, um die Frage genauer zu studieren, da die Sache sehr kompliziert und ein endgültiges Urteil noch nicht möglich sei. – Wie kann man da sagen, die alte Lehre sei sicher?

Somit ist es offenkundig, daß einerseits eine unfehlbare Lehraussage in dieser Sache nicht vorliegt, daß andererseits die Frage unter katholischen Theologen sehr ernst diskutiert und daß sogar ernstlich die Frage gestellt wird, wie weit überhaupt das kirchliche Lehramt grundsätzlich Fragen des bloßen Naturrechtes (um eine solche handelt es sich nach Auffassung des Lehramtes selbst) mit theologischer Endgültigkeit entscheiden kann.

Die bisherigen Aussagen des Lehramtes sind, auch nach Auffassung des Lehramtes selbst, nicht unfehlbar. Also sind sie fehlbar. Dann aber verlangt die wissenschaftliche Sauberkeit, nicht so zu tun, als ob alles schon endgültig geklärt und entschieden wäre. Die sachlichen Gründe und Gegengründe sind ernsthaft zu untersuchen. Wie sollten sonst fehlbare Entscheidungen korrigiert und auf ihren wahren Kern zurückgeführt werden? Kann das immer nur von außen her durch Menschen geschehen, die außerhalb der Kirche stehen – oder ist nicht gerade die katholische theologische Wissenschaft selbst in der Lage und aufgerufen, diese Prüfung und unter Umständen kritische Beleuchtung vorzunehmen? Ohne solch ehrliche und

freie Diskussion ist ein eigenständiger Fortschritt der theologischen Wissenschaft überhaupt ausgeschlossen und sterilisiert sich diese selbst – wie sie es ja leider und nur allzu sehr erkennbar jahrzehntelang getan hat.

Ohne solche Vorstöße mutiger katholischer Wissenschaftler wären auch viele Aussagen des Zweiten Vatikanischen Konzils, zum Beispiel über die Religionsfreiheit, die Juden, zur Ergänzung (um nicht zu sagen zur Korrektur) der allzu engen Kirchenauffassung der Enzyklika *Mystici corporis*, die Stellung der Laien in der Kirche, den Ökumenismus, das dialogische Verhältnis zwischen Kirche und Welt und viele andere neue Stellungnahmen nicht möglich gewesen. Sie mußten gegen den verbissenen Widerstand allzu traditioneller Kreise durch tapfere Pioniere durchgesetzt werden.

Wenn Papst Paul VI. einstweilen die alte Lehrweise noch nicht als aufgegeben betrachtet, bis er eine einleuchtendere neue Formulierung und Begründung gefunden hat, so entbindet das die Moralwissenschaftler keineswegs davon, sein Bemühen zu unterstützen und ihrerseits nach neuen Formeln zu suchen. Die Argumente für die neueren Auffassungen sind bisher in keiner Weise widerlegt worden. Durchschlagende sachliche Gegengründe sind ebenfalls keine geltend gemacht worden. Also muß weiter um neue Lösungen gerungen werden.

Es stellt sich sogar für den verantwortungsbewußten Theologen immer bedrückender die Frage: «Mit welchem Recht kann ich den Gläubigen eine so schwere Verpflichtung auferlegen, wenn sie nicht ganz sicher feststeht, ja wenn die wachsende Mehrheit der Christenheit vom Gegenteil überzeugt ist? Der von Prof. Ermecke angezogene Satz: «*Roma locuta, causa finita*» (Rom hat gesprochen, die Sache ist entschieden), gilt gewiß, wenn Rom einmal endgültig gesprochen hat. Das ist aber offenbar keineswegs der Fall. Und so lange Rom nicht endgültig gesprochen hat, muß weiter um eine neue Lösung gerungen werden. Dies erst recht, wenn noch gar nicht feststeht, daß ein solches endgültiges Urteil in einer so schwierigen naturrechtlichen Frage überhaupt in absehbarer Zeit gefällt werden kann. Selbstverständlich kann niemand im Namen der Kirche eine andere als die offizielle Auffassung vortragen. Das heißt aber noch lange nicht, daß eine abweichende Auffassung und Stellungnahme «unkatholisch» sei. Müßte man sonst nicht auch den heiligen Robert Bellarmin, welcher der damals vom Papst vertretenen Ansicht von der Notwendigkeit des Kirchenstaates mit einer gegenteiligen These widersprach, «unkatholisch» nennen und würde dasselbe Prädikat nicht auch auf Paulus anzuwenden sein, weil er dem Petrus, den er als «Säule der Kirche» anerkannte und den wir den «ersten Papst» nennen, «ins Angesicht widerstand» und sein Nachgeben gegenüber den jüdischen Scharfmachern und Rigoristen (sie wollten ihre «Lasten» auch den Heidenchristen auferlegen!) als Inkonsequenz und «Verstellung» brandmarkte (Gal 2, 11 ff.), ja darin eine Gefahr für den christlichen Erlösungsglauben sah?

Wenn Thomas von Aquin den Vorfall von Antiochien «beispielhaft» sowohl für den kirchlichen Obern (im Sinne der Demut, sich von Kleineren und Untergebenen tadeln zu lassen) wie für den Untergebenen (im Sinne des Eifers und Freimuts, den Vorgesetzten zu tadeln) nennt (Comm. ad. Gal 2, III), so dürfen wir darin wohl auch mutatis mutandis ein Vorbild und eine Analogie für eine offene Aussprache in Dingen sehen, wo zwar ein gewisses Prestige früherer kirchlicher Äußerungen auf dem Spiel stehen mag, wo aber noch keine endgültigen Entscheidungen getroffen wurden, wo vielmehr neue Erkenntnisse und neue Situationen zu neuen Fragestellungen geführt haben. Hier muß es ein gemeinsames Ringen um die Wahrheit geben. Auch dem Papst fällt die Antwort nicht vom Himmel: sie muß in der Gemeinschaft der Kirche errungen werden. Erst neulich betonte Kardinal Suenens an einer Pressekonferenz in München, in der Geburtenregelungsfrage habe der Papst deshalb noch keine Entscheidung bekannt gegeben, weil er die Frage weiter untersuchen lasse. Insbesondere die medizinische Seite sei weiter «in Entwick-

lung», so daß Paul VI. zögere, jetzt schon einen moralischen Spruch zu fällen. Es sei nicht ausgeschlossen, daß er grundsätzlich ein Weiterstudium des Problems in der ganzen Kirche empfehlen werde.

Vergessene Nuancierungen

Dies alles zielt keineswegs darauf ab, den Respekt gegenüber dem kirchlichen Lehramt herabzumindern. Aber leider sind in der neuesten Zeit in der katholischen Diskussion (und vor allem in der Polemik) gewisse notwendige Nuancierungen in bezug auf das kirchliche Lehramt fast verloren gegangen. (Die Dokumentensammlung des «Denziger» trägt daran eine nicht geringe Schuld.) Wir müssen aber unbedingt zu differenzierteren Aussagen über den sehr vielfältigen Kompetenzbereich der kirchlichen Autorität gelangen. Wenn auch Lehramt und Hirtenamt nicht völlig getrennt werden können, so sind sie doch in ihrem Kompetenzbereich viel deutlicher zu unterscheiden. Die Kirche kannte früher eine ganze Reihe von sehr vernünftigen und nützlichen Abstufungen, auch der Lehraussagen, die aber schließlich leider alle unter den Satz «*Roma locuta – causa finita*» fielen. Damit suchte man in verhängnisvoller Weise nicht selten eine ehrliche wissenschaftliche Diskussion zu ersetzen oder zu verhindern.

Eine gute Formel lautete zum Beispiel: «*Tuto doceri non potest*.» Das heißt zunächst einfach: Diese Lehre ist nicht sicher, ist nicht sicher mit dem Glaubensgut vereinbar, sie ist vielleicht noch zu wenig geklärt, hat noch zu wenig auf entgegenstehende Einwände geantwortet, hat noch zu wenig saubere Beweise, ist noch zu wenig gegen Mißverständnisse abgegrenzt usw. Aus dem «*Tuto doceri non potest*» wurde dann allzu leicht einfach ein «*Doceri non potest*» (darf nicht gelehrt werden) – was eine entschiedene und gefährliche Verkürzung der Probleme und des Tatbestandes bedeutet.

Die verantwortliche Ausübung des Lehramtes verlangt Nuancierung und weise Zurückhaltung. Sie haben, um ein allerneuestes Beispiel zu nehmen, in der kürzlichen Verlautbarung der schweizerischen Bischöfe zur Frage der Kriegsdienstverweigerung einen trefflichen Ausdruck gefunden. Die schweizerischen Bischöfe schreiben einleitend: «Die Wortführer derer, die aus Gewissensgründen den Militärdienst ablehnen, berufen sich gerne auf die Grundsätze der christlichen Moral. Die Schweizer Bischöfe rufen daher, in ihrer Sorge um die Gewissensbildung, ihren Gläubigen folgende Überlegungen in Erinnerung ...» Es wird hier in einer so komplizierten Gewissensfrage nicht mehr einfach kategorisch gelehrt, sondern es werden in echter und verpflichteter Hirten Sorge den Gläubigen einleuchtende «Überlegungen in Erinnerung gerufen». Hier hat der Respekt vor der persönlichen Gewissensentscheidung des einzelnen in Fragen, die aus der Offenbarung nicht eindeutig entschieden werden können, einen überzeugenden Ausdruck gefunden.

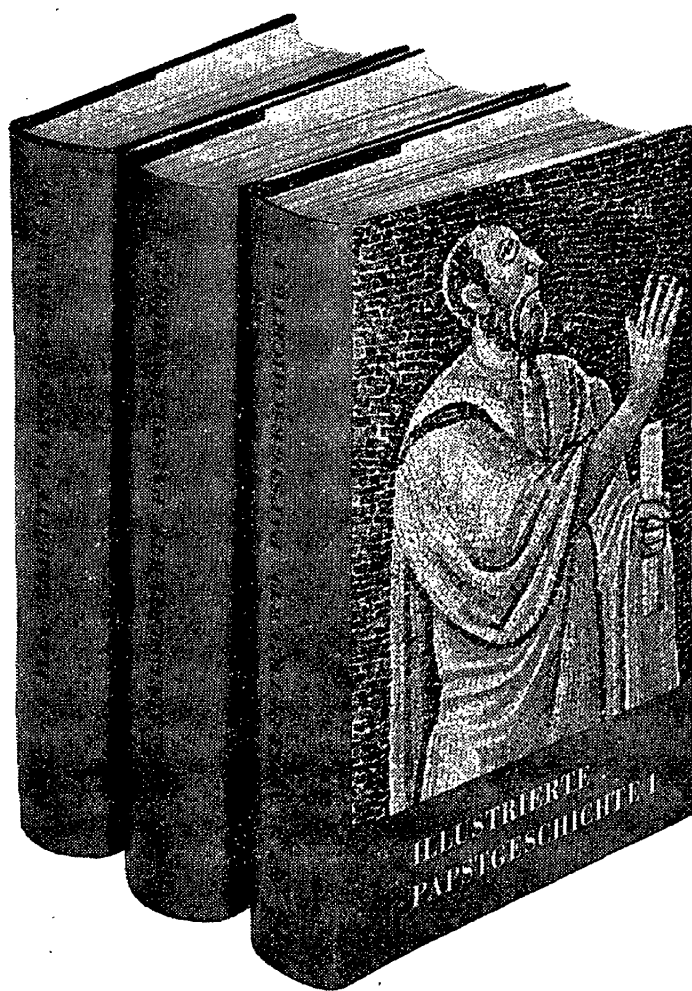
Niemand von uns will es den Verfechtern der hergebrachten Lehre verwehren, für ihre Sache zu kämpfen. Aber sie sollen auch die Andersdenkenden nicht hindern, ihrerseits ihre Auffassung zu vertreten. Man sollte nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil, nach glücklicher Abschaffung des Index und nach der dringenden päpstlichen Einladung zum innerkirchlichen Dialog nicht mehr mit Methoden kämpfen, die im 18. und 19. Jahrhundert üblich waren und damals schon genug Verheerung angerichtet und die Theologie unbeweglich und steril gemacht haben. Sonst könnte es geschehen, daß viele von denen, die sich nach Papst Johannes XXIII. und nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil mit Stolz wieder «katholisch» nannten, es von neuem leid werden, mit einem «Katholizismus» identifiziert zu werden, der schwierige Fragen mit den einstigen Methoden der Gewalt oder der moralischen Diskriminierung, statt mit überzeugenden sachlichen Argumenten zu lösen versucht.

J. David

Ein grandioses, allgemeinverständliches Werk für jedermann

PAPSTGESCHICHTE IN 3 BÄNDEN

Vom Apostel Petrus bis zum heutigen Papst Paul VI.



Wie vermochte sich das Papsttum in den 2000jährigen Stürmen zu halten und zu entfalten? Warum reisen die Fürsten, die Staatspräsidenten und die berühmten Männer aller Rassen und Religionen nach Rom, um vom Papst in Privataudienz empfangen zu werden?

Wir alle stellen diese Fragen

wenn wir fast täglich vom großen Einfluß und Ansehen des Papstes lesen.

Da vermittelt uns die prachtvolle dreibändige **Papstgeschichte** von Prof. Dr. Gaston Castella (Universität Freiburg i. Ue.) und Prof. Dr. Johann Baptist Villiger (Theologische Fakultät Luzern)

eine umfassende und unparteiische Darstellung

über das ganze hochinteressante Geschehen von Petrus bis zu Papst Paul VI., das spannend und erregend zugleich ist. Wir sehen in Wort und Bild, wie die ersten Päpste in den Katakomben lehren und in den römischen Arenen sterben, wie der große Leo I. dem Hunnenkönig Attila entgegentritt, wie seine Nachfolger an Macht gewinnen und selbst Kaiserkrone verteilen, warum manchmal mehrere Päpste gleichzeitig regierten, welche enormen Summen sie für die schönen Künste und für viele Kriege opferten, wie tief in Moral und Charakter einzelne Träger der heiligsten Krone der Welt sanken und wie hoch hinauf – bis in unsere Tage – andere wiederum das Ansehen des Papsttums führten.

Die Papstgeschichte wird zudem immer im Zusammenhang mit der allgemeinen Weltgeschichte dargestellt. Das Papsttum tritt so in seinem Glanz und in seiner Erniedrigung als außerordentliche Erscheinung noch klarer zutage.

**Drei Bände • 1250 Seiten • Großformat
300 große Bilder • 48 prachtvolle Farbtafeln**

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen Katholischen Volksvereins.

Redaktion und Administration (Abonnement und Inserate): Scheideggstraße 45, 8002 Zürich/Schweiz. Telefon (051) 27 26 10. Postcheckkonto: 80-27842

Bestellungen: bei der Administration

Einzahlungen: Schweiz: Postcheck 80-27842
Deutschland: Volksbank Mannheim, Postscheckamt Karlsruhe Kto.-Nr. 17525 (Vermerk «Orientierung», Bankkto.-Nr. 12975). – Österreich: Sparkasse der Stadt Innsbruck, Postscheck 60.675 mit Vermerk «Orientierung» (26849) – Belgien-Luxemburg: siehe Schweiz – Dänemark: an P. J. Stäubli, Hostrupsgade 16, Silkeborg – Frankreich: Crédit Commercial de France, CCP 1065 «Orientierung» C. E. Suisse No 20/78611 – Italien: c/c N. 1/18690 Pontificia Università Gregoriana, Deposito Libri, Piazza della Pilotta, Roma, «Orientierung».

Abonnementspreise:

- a) Jahresabonnement: sFr. 15.—/DM 16.—/öS 90.—
bfr. 190.—/dän.Kr. 25.—/FF 18.—/Lire 2200.—
USA Dollar 4.—
- b) Halbjahresabonnement: sFr. 8.—/DM 8.50
öS 50.—/bfr. 100.—/dän.Kr. 13.—/FF 10.—/Lire 1200.—
- c) Gönnerabonnement: sFr. 20.—/DM 20.—/usw.
- d) Studentenabonnement: jährlich wie Halbjahresabonnement (für alle Länder).

Die Ausstattung des Werkes erfüllt die höchsten Ansprüche. Blütenweißes holzfreies Papier, sorgfältiger Druck und reich mit Gold geprägter Einband, ganz aus wattierte rotem Skivertex-Leder.

Bestellen Sie noch heute dieses hochaktuelle Prachtwerk

An **Stauffacher-Verlag AG**, Birmensdorferstraße 318,
8055 Zürich
Telefon (051) 35 51 60

Ich bestelle hiemit zur sofortigen Lieferung

_____ Expl. **PAPSTGESCHICHTE** in 3 Bänden

- a) zum ermäßigten Barzahlungspreis von Fr. 100.—
- b) gegen bequeme Monatsraten von Fr. 10.—, zum Teilzahlungspreis von Fr. 110.—

Nichtgewünschtes bitte streichen! Lieferung erfolgt zuzüglich Porto und Verpackung. Bei zwei rückständigen Monatsraten kann der ganze Kaufpreis verlangt werden.

Datum: _____ Unterschrift: _____ 401

Name/Vorname: _____

Genaue Adresse: _____